

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 23 (1919)

**Artikel:** Raffaellino [Schluss]  
**Autor:** Münzer, Kurt  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571448>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

lichen und sozialen Reformen nicht auf solch einheitlicher religiöser Lebensstimmung aufgebaut sind, wird die nun aufzubauende Kultur fundamentlos in sich zusam-

menbrechen. Erlösung leuchtet in der Religion, die alle Menschen vereinigt... Nicht zurück zum Ursprung, sondern empor zum Ziel!

Georg Küffer, Bern.

## Raffaellino.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Herr Beaufort, der eigentlich Schön hieß und daraus und aus dem Mädchen-namen seiner Frau, des Fräulein Starke, diesen schöneren Namen kombiniert hatte, war einmal Agent in Huttschmuck gewesen. Aber er war aus Frankfurt am Main, und so dauerte ihm das Reichwerden zu lange. Er heiratete, um seine Position zu stärken und einen einträglichen Socius zu haben, Fräulein Meta Starke, die bislang in großen Zirkuspantomimen die Quadrille der Balletteusen angeführt und mit ihren runden Formen manchen Erfolg gehabt hatte. Herr Schön ging mit ihr nach Frankreich, wurde flugs Pariser, vertauschte den kaufmännischen mit dem künstlerischen Agenten und machte nun statt in Federn in Wunderkindern und statt in Band und Gaze in Chansonetten und Jongleuren. Außerdem unterhielt er Beziehungen zu großen internationalen Häusern in berühmten Städten, denen er gelegentlich einen Posten lieferte. Diese Posten bestanden aus Menschenfleisch, lebendigem, schönem, appetitlichem Mädchenfleisch. Frau Beaufort hatte unschuldigen Jungfrauen gegenüber eine überzeugende Ueberredungskraft und eine unwiderstehliche Biederkeit. Ihrer mütterlichen Güte verfielen Bonnen und Gouvernanten, Ladnerinnen und Zosen. Und dann gab es Reisen nach Ungarn, Rußland, Algier und Asien. In Konstantinopel ebenso wie in Bombay, in Budapest wie in Lissabon waren Herrn Beauforts Lieferungen sehr geschätzt, und seine überseeischen Transporte warfen erkleckliche Gewinne ab. Daneben versorgte er die Variétés mit Stars und Zugnummern, entdeckte er Komiker und Tänzerinnen, ein fünfjähriges Mädchen, das tadellos Pistol blies, und einen Armlosen, der mit seinen Füßen Schreibmaschine tippte, eine Natursängerin, die

einen Bariton hatte, und einen Kommiss, der Falsett sang, Hüften und den Busen einer Juno aufwies.

Herr Beaufort schlenderte die Rue Manin entlang auf dem Wege zu einer Midinette, deren Talent im Vortrag frecher Chansons er hatte rühmen hören. Da passierte er Papa Gruets Café-Bar und sah den kleinen Pierre, der in der linden Aprilsonne auf der Schwelle saß und mit bunten Stiften eine Erinnerung an eine schöne Dame aus sich heraufholte, die er neulich hatte im Auto vorüberfahren sehen. Herr Beaufort blieb stehen und sah dem Knaben zu. Dann trat er in die Bar, trank einen petit noir, sagte der Mama Manon etwas Schönes, die ihm eigenhändig den Kaffee würzte, und unauffällig, so ganz nebenbei, still und gelassen, hatte er am selben Abend einen Vertrag mit den Eltern gemacht.

Der kleine Pierre sollte ihm überlassen werden zur Ausbildung seines Talentes und als Wunderkind fürs Variété. Großmütig wollte Herr Beaufort diese Ausbildung gratis übernehmen. Dann, falls es zu einem Auftreten käme, wollte er den Eltern im ersten Jahr hundert, im zweiten hundertdreißig, im dritten hundertfünfzig Franken zahlen. Pierre sollte es gut bei ihm haben. Er behielt sich weiter vor, den Vertrag seinerzeit unter den gleichen Bedingungen beliebig verlängern zu dürfen.

Herr Beaufort hatte einen Blick!

Pierre, wenig über sieben Jahre, ward den Eltern, der Jugend, den Träumen, seinem Park, entrisen.

Als er hörte, um was es sich handle, freute er sich. Am nächsten Tag holten ihn die neuen Eltern ab. Madame Meta besiegelte den Eindruck ihres Mannes: die Eltern Gruet glaubten an ein Märchen. Pierre ward in ein Auto gehoben und flog

davon, ins Herz der Stadt hinein. Am gleichen Nachmittag ging es nach Barcelona, wo Herr Beaufort eine englische Gouvernante (Stil Burne Jones) und eine niederländische fünfzehnjährige Mehger-tochter (Fasson Rubens) abzuliefern hatte. Pierre, völlig verwirrt, beseligt, entsetzt, staunend, sich fürchtend, fuhr nach Spanien. Die Engländerin quetschte ihn halbtot, Madame Meta sprach tadelnde Worte. Die Rubensdirne weinte ohne Aufhören, und Herr Beaufort rauchte seine ewigen Virginias. Pierre hatte den Schoß voll Schokolade und Bonbons. Mama Gruet weinte, wenn sie ihren Gästen von Pierres Glück erzählte. Und Papa Gruet sagte: „Ja, Alte, nun muß ich dir schnell einen anderen Pierre machen. Wer hätte glauben mögen, daß Kinder so ein gutes Geschäft sind! Oder wie ist's, willst du nicht mal wieder deinen Hauptmann besuchen? Der hat eine glückliche Hand, scheint's.“ (Das heißt, im Argot drückte sich Papa Gruet etwas schärfer und deutlicher aus).

Aber Mama Manon, mit ihren glänzenden grauen Augen unter dem roten Scheitel in den Park hinüberträumend, sagte gedankenvoll: „Es wird nicht immer ein Pierre!“ Dann schlug sie ein Kreuz über ihrer noch immer schönen Brust, was ein Gebet für den Sohn vorstellen sollte, und schenkte einen café au lait ein.

Dann nahm Familie Beaufort Aufenthalt in London, und Pierre erhielt einen Lehrer im Zeichnen. Das war Mister Southington, dessen eigenartiges Talent, wie er es ausdrückte, nicht durchgedrungen war und der nun nach Photographien glänzende und idealisch erhöhte Porträte malte. Immerhin konnte er dem Kinde allerlei Brauchbares beibringen. Und in ihm einen Künstler heranzubilden, lag ja nicht in Herrn Beauforts Absichten. Einen richtigen Maler auf die Bühne zu stellen, wäre lächerliches Beginnen gewesen; es kam nicht auf die Kunst, sondern auf die Schnelligkeit an, nicht auf Vertiefung, sondern Geistesgegenwart in Strich und Farbe, kurz: auf Frechheit. In diesem Sinne wurde Pierre in Dressur genommen.

Ein Jahr ging hin. In diesem Jahre reifte der Knabe um ein Jahrzehnt. Er mußte üben von früh bis spät, mit bunten

Stiften und Kreiden. Er bekam knapp zu essen; denn man fand, er sehe zu entwickelt aus, und er durfte bei seinem Debüt höchstens siebenjährig wirken.

In freien Minuten stand er am Fenster und sah in die trübe schattige Straße hinab. Er beneidete Mensch und Tier da unten, zerlumpt oder verstoßen. Er sah Kinder spielen und haßte sie und liebte sie. Er wünschte nicht, mit ihnen zu spielen. Er wünschte nur, so beschaffen zu sein wie sie. Denn was allein er als bitter empfand, war die Erkenntnis, daß er anders war als die übrigen. Alle Aengste, Beklemmungen, Ahnungen der Jünglingsjahre nahm der Achtjährige voraus: er war einsam, unverstanden, durch eine innere Organisation von den andern abgeschieden, durch ein geheimnisvolles Gesetz der Welt der Glücklichen entrückt. Er spürte den Künstler in sich. Und im selben Augenblick, da er seine Berufung begriff, sah er auch ein, daß diese vergewaltigt wurde.

Er regte seine Flügel und empfand, daß man ihm die Flugfedern ausrupfte. Man wollte den Adler zum Kriechtier machen. Man kreuzigte ihn und zwang ihn, der Kunst abtrünnig zu werden. Das alles gärte monatelang in ihm und war eines Nachts unversehens geklärt. Er erwachte als Philosoph, der aber unweise litt, als Künstler, der sich entwürdigt sah, ehe er noch begonnen. Zum Flug bestimmt, sollte er nie des Fluges Wonne kosten.

Er war einsam. Er kannte vielleicht das Wort nicht und erlebte den Zustand. Ohne Kenntnis des Lebens besaß er plötzlich ein tiefes Wissen um viele Dinge. Er arbeitete ohne Anteil seines Herzens. Während seine Finger blitzschnell die Wiedergabe der Welt erlernten, malte er im Kopf, im Herzen, in seinen Träumen nachts langsam und eindringlich Bilder in sehnsuchtsvollen Farben, in rhythmischen Erfindungen. Er gestaltete die erlebten Erscheinungen in der Phantasie zur Vollkommenheit hin aus und war dann gezwungen, in armseligem Material das gemein Tatsächliche auf Schiefertafeln zu skizzieren.

Aber man tat für seine Bildung alles. Man reiste mit ihm in die Alpen und nach Italien, um seinen Gesichtskreis zu er-

weitern und sein Vorstellungsmaterial zu vervollständigen. Und das merkwürdige Kind nahm die zahllosen Eindrücke samt und sonders auf, registrierte sie in seiner grundlosen inneren Tiefe, und ein leiser Druck auf das Gedächtnis holte das Gewünschte jederzeit unverlezt, vollständig und frisch hervor. Er sammelte die Erscheinungen in seinem kleinen Hirn, treu in ihren Linien und Farben; sie verloren beim Lagern in ihm nichts von ihrer Ursprünglichkeit.

Pierre lernte mehr kennen als die äußere Welt. Er sah in des Lebens dunkelste Schächte. Aber mit hellen Augen, die sich nicht trübten. Kein schmutziger Satz schlug in seiner Seele nieder. Es verkehrten mit seinen neuen Eltern die seltsamsten Leute: russische Mädchenhändler und Bordellmütter, der Böbel der Variétékunst, oft auch eine Brettergröße. Große Herren, die dunkle Wege gingen, stellten sich ein. Pierre sah und hörte Unverständliches. Auch die Ehe, in die er als Wahlkind geraten war, war absonderlich. Eustache und Meta führten das Zusammenleben aller Schurken. Eine schrankenlose Zärtlichkeit, eine selbstvergessene Güte zueinander, wie nur verlorene Geschöpfe ihrer in so verzweifelter Inbrunst fähig sind — das sind die reuigen Zufluchten ins Gute, die Krämpfe der verlotterten Seele, die nach Reinheit lechzt; auf solche liebevollen Hingaben folgten Ausbrüche des Hasses aufeinander, gegenseitiges Belügen, Mißtrauen und Hintergehen, grundloser Neid, Eifersucht, blinde Wut und wieder ein leidenschaftliches Sichfangen und Begehren.

Hier wuchs Pierre auf, und er blühte wie Blume und Baum, die nicht wissen und deren reine Schönheit nicht ahnen läßt, daß ihre Wurzeln sich von Unrat nähren.

Als Pierre nach dem allein maßgebenden Urteil des Herrn Beaufort „ausgelernt“ hatte, begannen die Proben. Er wurde darauf dressiert, in fünf Minuten — nach der Uhr — Bilder zu entwerfen, deren Komposition Monsieur Eustache erfand. Er und seine Meta waren Publikum, Kritiker und Fachmann zugleich. Auf großen Schieferpapierbogen malte der kleine Pierre Landschaften, Genreszenen,

Idealporträte. Er selbst fand den Clou, berühmte Gemälde aus der Erinnerung zu reproduzieren.

Drei solcher Bilder warf das Kind mühelos hin. Beim fünften ermattete Pierre plötzlich und vehement, beim siebenten konnte er umfallen, ohnmächtig werden oder bewusstlos stammeln: „Hunger, Hunger!“ Dann bekam er Champagner oder Absinth. Nahrung, die Fleisch und Fett ansehen ließ, vermied man. Gesagt aber sei, daß Pierre fast nie Schläge erhielt, nur hin und wieder eine kleine, boshafte, gleichsam versteckte Züchtigung, ein Reizen am Haar, ein Kneifen in den dünnen Arm, einen Druck auf den zarten Kehlkopf mit dem Daumen. Im übrigen hütete das Paar den Jungen wie ein Eslein streck dich; er sollte ihnen ja das Gold zuwerfen.

Zum Debüt beschloß man, England zu wählen, dieses sentimentale Land, das ein besonderes Herz für rührende Kinderschicksale hat. In der Tat, Pierre hatte einen sensationellen Erfolg, zumindest zur Hälfte um seines lieblichen und schuldlosen Aussehens willen. Natürlich hieß er nicht mehr Pierre, sondern Raffaellino, um schon im Namen seine Kunst anzudeuten. Madame Meta spielte die liebevolle Mutter, und die schönen englischen Damen weinten. Raffaellino ward in eine hohe Privatgesellschaft befohlen, mußte unbarmherzig gefoltert sechs Bilder pausenlos auf Wunsch malen und ward halb ohnmächtig von einer hohen Dame mit einer schönen Busennadel beschenkt. Aber Madame Meta ließ sie sofort in einen Ring für sich umarbeiten.

Raffaellino machte seine Sache so brav, daß er einen Wunsch äußern durfte. Er sagte: „Oelfarben und einen Aquarellkasten und Pinsel und Leinwand...“

Mit jedem Wort errötete er mehr, wurde seine Stimme leiser und zaghafter, sein Auge, das aufgeglänzt hatte, hoffnungsloser.

Herr Beaufort sagte wohlwollend und weise: „Später, mein Junge! Du darfst dir deine schöne Begabung nicht durch solche Spielereien verderben.“

Raffaellino weinte nicht. Es hatte ihn nie jemand weinen sehen. Nur die Stubenmädchen fanden morgens bisweilen

sein Kopfkissen naß. Einmal befragt, sagte er blaß: „Ich habe nachts getrunken und das Wasser verschüttet.“

Aber trockenen Auges zitterte er manchmal vor Herzenskummer ...

Da brachte ihm Herr Beaufort unversehens ein anderes Spielzeug mit. Herr Beaufort war wie jener Verbrecher, der erbarmungslos eine alte Frau erstechen und selbstlos in ein brennendes, zusammenkrachendes Haus stürzen konnte, um einen eingeschlossenen Hund zu retten. Herr Beaufort kam eines Abends an der Themse entlang, vielleicht um ein abseitig schlimmes Abenteuer zu suchen, als es vor seinen Füßen wimmerte. Er fand ein junges kleines schwarzes Hündchen, das einen Strick mit einer leeren Schlinge um den Hals hatte und von Wasser triefte. Offenbar war es in den Fluß geworfen worden, der Stein hatte sich gelöst, und es hatte sich ans Ufer gerettet. Nun lag es da und leckte flehend Herrn Beauforts Hände. Der brave Mann hob es auf, wärmte das nasse schmutzige Ding an seiner Brust und brachte es nach Hause.

Als Raffaellino am Morgen erwachte, lag in seinem Bett zu seinen Füßen ein kleines süßes Hündlein, zottig und strublig, mit glänzenden Beerenaugen, und strebte nun zu ihm hin und leckte sein Gesicht.

„Ach du,“ flüsterte das Kind, „woher kommst du? Liebst du mich?“

In der Folge stellte er diese Frage oft: „Liebst du mich?“ Er sehnte sich, geliebt zu werden, und noch mehr: selbst zu lieben. Sein menschenleeres Herz brannte vor Sehnsucht.

Die Eltern in Paris — liebte er sie? Alle paar Wochen schrieb er ein Kärtlein mit seiner im Schreiben ungelenkten Hand. Denn er hatte in London nur unregelmäßig eine Privatschule besucht, wo er mit seiner Sprachkenntnis mühselig fortkam. Und unterwegs „unterrichtete“ ihn Madame, wie sie es nannte. Sie brachte ihm deutsche Vokabeln bei. Und Herr Gustache lehrte die Geographie. Aber er kannte nur die Städte, in denen Lieferungen hatte, und seine Land- und Leutekenntnis war allzusehr auf eine Spezies beschränkt.

So schrieb also Raffaellino schwerfäl-

lig: „Liebe Eltern, ich befinde mich wohl und hoffe, daß ich Fortschritte mache. Um Euer Gesundheit bittend, bleibe ich Euer Sohn Pierre.“

Oder: „Euer Wohlbefinden erhoffend, teile ich Euch mit, daß ich mein Debüt hinter mir habe. Es soll ein Erfolg gewesen sein. Euer Pierre Raffaellino.“

Nicht mehr. Nein, er vermißte Mutter und Vater nicht. Er hatte zu niemandem Beziehung. Ach, er war ein einzelner Mensch ... Zusammenhanglos stand er unter den Menschen. Schöne Frauen streichelten ihn: er lächelte ergeben. Man führte ihm wohlherzogene Kinder zu: sie waren befangen vor ihm, der ihnen so unendlich überlegen in allem war, und er war gleichgültig gegen sie, die Abgründe von ihm trennten. Freundliche Herren unterhielten sich mit ihm: sehnsüchtig sah er an ihnen vorbei und dachte an Entlegenes.

Aber jetzt hatte er den Hund ...

„Liebst du mich?“

Das Tierlein leckte ihn und wollte spielen. Er spielte halbe Nächte mit ihm und weinte, wenn es sich dann an ihn schmiegte. Er gab ihm den Namen, den man ihm genommen hatte. Er rief es Pierre.

„Pierre, liebst du mich?“

Madame Meta, die Tiere verabscheute, schob das kleine weiche Wesen heftig beiseite. Es schrie laut auf, und Pierres, des Menschen Herz krampfte sich zusammen. Er hob den Hund auf, küßte ihn, litt um ihn. Ja, er litt. Liebend litt er. Er war von jenen Unglücklichen, die überall den bitteren Tropfen finden. Anderer Glück war ihm Schmerz. Seine Freude wuchs aus bitteren Knollen.

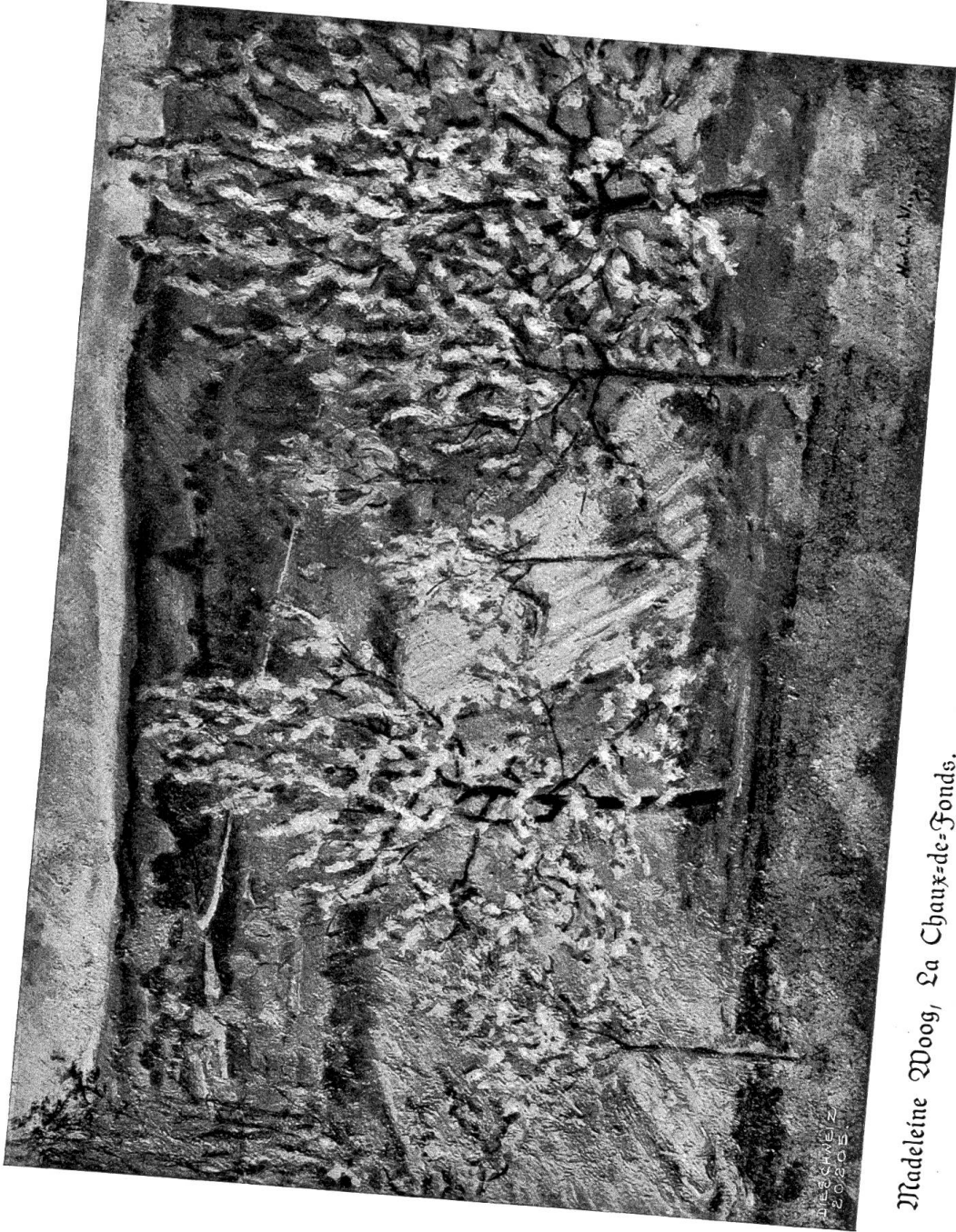
„Du liebst mich, Pierre.“

Pierre, der Hund, schlief an seinem Herzen und liebte ihn. Für ein Tier entdeckte Pierre, der Mensch, sein Herz. Er ward sich seiner Liebefähigkeit bewußt, und es galt einem Hunde.

„Pfui,“ sagte Madame, „du bekommst Flöhe und wirst am Hundewurm sterben.“

Das erschien dem Knaben wie eine Heilsbotschaft. „Pierre,“ sagte er, „du wirst mein Mörder.“ Und er küßte den zottigen Köter.

Dann ging man nach Paris. Eine un-



Madeleine Woog, La Chaux-de-Fonds.

Blühende Kirchbäume.  
Privatbesitz.  
Phot. Hermann Lind, Winterthur.



geheure Reklame hatte Raffaellino einen breiten Weg in die Welt gebahnt. Schon war er berühmt, war sein Bild durch die Journale gewandert, waren Interviews mit ihm in vier oder fünf Sprachen erschienen. Erfolg reihte sich an Erfolg. Ärzte interessierten sich für das Phänomen und Künstler. Aber die hielt Herr Beaufort dem Knaben sorgfältig fern: er mußte ihn vor den Fangarmen der Kunst bewahren, wollte er ihn nicht verlieren. Er, er kannte das Genie im Kinde.

In Paris war ein Wiedersehen mit den Eltern Gruet unvermeidlich. Raffaellino hatte nie davon gesprochen. Hielt er es für selbstverständlich? Oder war es ihm gleichgültig? Er hatte seinen Eltern nicht einmal von seinem Kommen geschrieben. Aber die Zeitungen hatten es längst gemeldet. Er war kaum im Hotel, hatte gerade seinen Hund gefüttert, so traten Papa und Mama Gruet ein. Mama Manon hatte keinen zweiten Pierre in die Welt gesetzt. Ihr Hauptmann war verfehlt worden, und ein Schauspieler von der Porte St. Martin, der für ihn in die Bresche sprang, hatte nichts ausgerichtet. Papa Gruet verzweifelte. Aber nun war er da und hatte von den fabelhaften Gagen seines Sohnes gelesen. Der ahnte nichts von all dem; er hatte noch nie Geld gehabt, gesehen, ausgegeben.

Papa Gruet verlangte eine gewaltige Erhöhung des monatlichen Tributs. Monsieur Eustache lachte, und Madame Meta zuckte die runden Schultern. Sie beneidete sehr Mama Manon um ihre Pariser Taille. Inzwischen sagte Papa Gruet, der, wie nur ein leiblicher Vater, Pierres Wohl im Auge hatte: „Nun gut, wie Sie wollen. Aber ich lasse mein Kind nicht schinden. Ueberhaupt — ich geh zur Polizei. Das ist alles unhaltbar!“

Monsieur Beaufort liebte die Polizei nicht. Er ging ihr gern aus dem Wege. Und Papa Gruet war nicht umsonst von da oben, von den Buttes Chaumont. Man einigte sich, und Herr Beaufort erhöhte die ausgefetzte Summe um das Doppelte. Es war keine nennenswerte Einbuße.

Die Eltern Gruet gingen, sie hatten ihre Mission erledigt. Dank ihrem Sohn trug Mama Manon Ila Seide und Straußfedern, Papa Gruet einen statt-

lichen Pelz. Raffaellino stand auf dem Balkon und sah ihnen nach. Was dachte er? Sein Gesicht verriet nichts. Er sah von der Straße fort hinauf zum Himmel. Der war blau. Es hatte geschneit, nun war Föhnwetter gekommen, und die Stadt duftete in der Schneeschmelze wie ein Wald. Frische, keusche, herbe Luft zog über die Boulevards. Die Pfügen in der Avenue des Champs Elysées waren blau und funkelten. Man fuhr spazieren. Paris lachte. Das alterslose Glück der Stadt glänzte auf Gesichtern und Steinen. Raffaellino atmete tief. Er war daheim...

Am nächsten Tage fuhr man mit ihm in die Buttes Chaumont. Madame Meta saß im Mittagssonnenschein oben im kleinen Café und stellte das Diner zusammen. Raffaellino strich durch den Park. Er lief, er wollte auf einmal, mit einem Blick alles umfassen. Es überwältigte ihn, sein Herzchen wollte springen. Ganz bleich stand er am Gitter und sah hinüber nach der Café-Bar von Papa Gruet... Es war ein neuer Kellner da. Eine unbekannte Kaze sonnte sich auf der Schwelle. Sonst war es geblieben, wie es gewesen. Er glaubte, den guten Geruch von Kaffee und frischen brioches zu spüren. Aber er ging nicht hinüber. Waren das drüben nicht fremde Menschen, fremd, fern, unbegreiflich, wie irgendwelche andere? Langsam, langsam wandte er sich ab...

Zwei Monate später war man in Deutschland, und Raffaellino bezauberte die dritte Nation.

\* \* \*

Monsieur und Madame waren ausgegangen. Sie nannten es: ein paar notwendige Kommissionen machen. Aber sie trieben allerlei anderes in eleganten oder dunkeln Quartieren. Raffaellino saß allein in dem trüben Pensionszimmer am Hoffenster, das schwarze Hündchen schlief zusammengerollt auf seinem Schoß, und er zeichnete mit einem sehr harten Bleistift. Er reichte nicht weit über den Tisch hinaus und mußte sich bei der Arbeit die Augen verderben. Es war eine Erinnerung, die er zeichnete: ein hohes Eisengitter, dahinter kahle Bäume, ansteigende Wiesen, dahinter eine Felspartie, schwere Wolken: die Buttes Chaumont, menschen-

leer, im Herbstdämmer. Er war so vertieft, daß er ein Klopfen nicht hörte. Das Stubenmädchen steckte sein weißes Häubchen herein und sagte: „Ein Herr ist da und will den Herrn Raffaellino sprechen.“

Der Knabe schrak zusammen: „Mais monsieur est sorti.“

Das Mädchen verstand alles, aber das nicht und sagte also in den dunkeln Korridor hinein: „Bitte!“

Sie stieß die Tür auf und ließ einen Herrn eintreten. Einen großen, blassen, schlanken, unglücklichen Herrn, der Maler war, nicht gerade berühmt, aber doch ein ganzer Künstler. Er war es gewesen, der vor acht Tagen mit sanfter Stimme Tizians Venus von Urbino dem Knaben zur Reproduktion vorgeschlagen hatte.

Ja, er war's, mit seinem Gesicht eines hagern Florentiner Jünglings aus der Zeit der Lippi, des Donatello oder Ghirlandai.

Raffaellino glitt höflich von seinem Stuhl und sagte: „Ah, est-ce-que vous cherchez monsieur Beaufort? Mais monsieur et madame sont sortis, je regrette, monsieur...“

Der blasser Herr lächelte und sagte: „Nein, Raffaellino, eigentlich komme ich zu dir. Setz dich, Raffaellino.“

Der Knabe gehorchte und legte sein Hündchen, das unwillig brummte, wieder auf seinem schmalen Schoß zurecht.

„Zu mir, mein Herr?“

Sie sprachen französisch. Der Fremde hatte keine sehr schöne Aussprache, und der kleine Pariser mußte bisweilen lächeln oder hätte müssen, aber er verbarg es höflich. Er saß da in seiner gracilen Anmut, zurückgelehnt, in seinem blauen Anzug mit einem roten Matrosenfragen. Er war gelblich blaß in dem trüben Licht, sein Haar war ihm wie eine Sammetkappe tief in die Stirn gezogen, es berührte seine Augenbrauen.

„Ich habe dich vor acht Tagen malen sehen, Raffaellino,“ sagte der Fremde. Er sprach sehr leise und weich. Vielleicht gab die ungewohnte Sprache seiner Stimme dieses süße Timbre. Es war, als ob ein Knabe spräche. Seine Hände lagen, allzu dünn und fein, auf seinen Knien. Er saß vornübergebeugt und sog, als sollte er ihn zu malen beginnen, des Knaben Anblick

ein. Raffaellino war gehüllt in ein weiches Sfumato. Leonardeske bewegliche Schatten gingen über sein Gesicht.

„Über was hast du da für einen lieben kleinen Hund?“

„O,“ sagte Raffaellino stolz und legte das Hündchen auf den Tisch und stellte vor: „Pierre aus London. Ja, Pierre, aber eigentlich ist es ein Weibchen.“

„Pierre?“

„Ja, Pierre.“ Er schlug die Augen nieder. „Es ist mein Name. Ich heiße Pierre Gruet; aber darauf kommt es nicht an. Nur, weil mich niemand mehr Pierre ruft, nannte ich meinen Freund so.“

„Wie alt bist du, Pierre?“

„O, Sie sagen Pierre. Wie schön Sie das sagen. Zu Haus sagt man nicht so schön Pierre.“

„Wie alt bist du, Pierre?“

„Neun Jahre, aber das dürfen Sie niemandem sagen.“

„Niemandem. Ich heiße Peter. Das ist Pierre auf deutsch. Peter Sassen. Wir sind also Brüder, Pierre.“

„Wirklich, mein Herr?“

„Hast du keinen Wunsch, Pierre?“

„...Nein...“

„Aber du sagst es so zögernd.“

„Einmal hatte ich einen Wunsch, mein Herr...“

„Willst du nicht Peter sagen?“

„Pétère?“

„Wie schön du das sagst. Meine Mutter hat es so ähnlich gesagt. War es ein großer Wunsch?“

„Ach, Herr Pétère!“

„Nein, wenn du nicht willst. Aber was ist das? Hast du das gemacht?“

„Es sind die Buttes Chaumont, wo wir wohnen. In der Rue Manin. Papa hat eine Café-Bar, und ich saß auf der Schwelle und sah hinüber.“

„Du hast es gemacht?“

„Soeben. Finden Sie es sehr übel?“

„Du bist ein Künstler, Pierre.“

„Ein Künstler...“

„Weine nicht, Pierre. Was hast du?“

„O, mein Wunsch...“

„Dein Wunsch...“

„Ich will ein Maler werden.“

Das Hündchen auf dem Tisch hob den Kopf, stand auf und leckte das Gesicht des Kindes, weil es aufgeschrien hatte.

Der Fremde nahm Pierres Hände.  
 „Pierre, ich werde dich retten.“  
 „Es geht nicht.“  
 „Bist du diesen Leuten verwandt?“  
 „Nein.“  
 „Verkauft?“  
 „Ich glaube.“  
 „Es gibt keine Sklaven mehr.“  
 „Vielleicht...“  
 „Ich werde dich retten.“  
 „O bitte.“  
 „Erzähle mir, Pierre!“

Pierre erzählte. Er hastete seine kleine, rührende Geschichte ab. Kindlich und altklug, weise und ahnungslos erzählte er. Wie ein Kind reihte er nur Tatsache an Tatsache; aber der andere Peter sah Ereignis und Erlebnis aus dem tiefen Grund eines namenlosen Kummers steigen. Seine Augen verdunkelten sich.

„Dann,“ sagte das Kind, „brachte mir Herr Beaufort meinen Hund...“

„Der Schurke,“ flüsterte der Herr.

„O nein,“ sagte Pierre, „er hat mir den Hund geschenkt. Er schickt meinen Eltern Geld, ich bekomme vor jeder Vorstellung Champagner, obschon ich ihn nicht mag. Aber ich bin oft so müde, und er macht mich dann munter. Wenn ich Wünsche hätte, würde man sie mir gewiß erfüllen. Aber ich will nichts. Nur Maler möchte ich werden...“

„Warte,“ sagte der Herr, „du wirst. Pierre, hast du Vertrauen zu mir?“

„Ja, Herr Pétère.“

„Ist das Herr Beaufort?“

Draußen war eine Stimme erklingen.  
 „Besuch? Bei dem Jungen?“

Die Tür flog auf. Temperamentvoll trat Herr Gustache ein, in einem Otterpelz.

„Ah, Besuch! Ein Herr von der Presse?“

Madame Meta flüsterte von hinten ihrem Gatten das Lösungswort ihres Schreckens zu: „Polizei!“

Aber Herr Gustache lächelte. Er hatte einen Blick. Dieser unglückliche Herr war ein ganz gemeiner neurasthenischer Künstler, ein psychopathischer Dekadent. Nein, natürlich nicht Journalist. Er war ja schüchtern, reserviert, blond, Arrier und äußerst gepflegt.

„Peter Sassen, Maler,“ sagte der

Fremde. „Ihr — Ihr — der Junge interessiert mich.“

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen. Meta — Sie gestatten: meine Frau — Meta, vielleicht die Viköre!“

„Ich danke, Herr Beaufort. Ich erfuhr im Theater Ihre Adresse und erlaubte mir, Sie aufzusuchen. Ich möchte Sie um den Vorzug bitten, den kleinen Pierre unterrichten zu dürfen. Er ist ganz auf falschem Wege. Es steckt ein Maler in ihm. Dieses Blatt da...“

Raffaellino gab es ihm überstürzt. Er wurde rot, röter und röter, indem er zuhörte, als glühte ihn ein lodernes Feuer an. Selbst in seinen dunkeln Augen schienen rote Flämmchen zu spielen.

„Verehrter Herr Sassen,“ sagte Herr Beaufort, „ich hoffe, Sie haben dem Kinde nichts Unmögliches vorgespiegelt. Ein Unterricht würde das Kind nur völlig entnerven. Sein Auftreten greift ihn so an, daß er tagsüber völlige Ruhe haben muß und unter keinen Umständen einer erregenden Tätigkeit ausgefetzt werden darf. Raffaellino,“ sagte er sanft zu dem Knaben, „va t'en, je t'en prie!“

Pierre ging. Er begriff, daß er nichts zu erwarten, nichts zu hoffen hatte. Er ging, ohne dem Herrn adieu zu sagen. Er sah ihn nicht einmal an. Wie abgebrochen hing ihm der Kopf auf die Brust. Der gebeugte Nacken zwischen Haar und Matrosenträger, ganz weiß, ganz schmal, blau geädert, war rührend, herzerschütternd, war trauriger als ein Schluchzen. Er schob sich, klein, schmal, schwächlich, durch die Tür.

Herr Beaufort fuhr fort: „Auch verkennen Sie durchaus seine Begabung. Ich habe den Knaben unsern ersten Künstlern vorgeführt. Sie nannten es ein verfrühtes Pubertätstalent, einen Genieblitz, der erlöschen wird. Raffaellino hat keine Zukunft. Zerstören Sie ihm nicht eine ruhmvolle Gegenwart. Außerdem — Unterricht — am ersten Februar gehen wir weiter.“

„Lassen Sie ihn hier,“ sagte der Herr fast flehend, „Sie machen eine Kuriosität aus ihm, und er ist göttlich begabt!“

Madame Meta lag in ihrem aufgeschlagenen Breitschwanzpelz in einem Sessel und sah spöttisch ihren Gatten an, dessen

Langmut sie amüsierte. Sie war weit mehr Menschenkennner als er. Denn sie sah längst, daß der Fremde —

Aber da sagte auch schon Herr Eustache: „Mein werter Herr, Raffaellino ist knapp über sieben Jahr. Ich hüte nicht nur sein Talent, auch seine Erziehung ist meine Sache, ja! Mein Herr, ich glaube ...“

Ehe dieser Satz zu Ende gesprochen war, nahm der Maler seinen Hut und ging ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer.

Auf der Straße sah er, daß er noch immer Raffaellinos Zeichnung in der Hand hielt. Er barg sie im Paletot. Es schneite. Die Geräusche der lebendigen Stadt waren im Schnee dumpf und fern geworden. Die Laternen wurden angezündet, und in ihrem Lichtkreis waren die großen Flocken Gold und Silber. Es war wie ein Traum und Märchen; aber der Herr empfand nur die Schmach der Wirklichkeit.

Zwei Tage später wurde in der Pension namenlos für Raffaellino ein Strauß duftender Veilchen abgegeben und eine riesige Bonbonnière, gefüllt mit köstlichen Leckereien aus Rußland, dem Süden und dem Orient. Im Deckel befestigt war ein Aquarell. Notre Dame im Morgennebel. Aber die Veilchen kamen in Madames Gürtel und die Bonbonnière auf ihren Nachttisch. Es waren einige harte Fondants dabei, denen Madames Gebiß nicht gewachsen war; die bekam Raffaellino als Dessert. Das Aquarell kam einfach abhanden.

Raffaellino fragte nach nichts. Und man sagte ihm nichts. Bisweilen, wenn er allein war — aber man ließ ihn nur noch allein, nachdem der Befehl ergangen war, niemanden zu ihm zu lassen — saß er da und wartete auf den Retter. Nein, er war belogen worden, er kam nicht. Es gab keinen Menschen, den man lieben durfte. Er nahm seinen Bleistift und begann zu zeichnen und zerriß das Blatt. Denn: wozu?

Aber Peter, der Maler, lag viele schöne Stunden am Tage auf den Teppichen seines Ateliers, rauchte Nargileh, las, träumte, knirschte mit den Zähnen und tat bisweilen, als läge er in Ketten.

Eines Abends kam sein kleiner, runder, zufriedener Freund, der Bildhauer, und

schwahte über alles Mögliche. Unter anderem sagte er: „Nun, und dein kleiner Raffaellino? Du hattest ja hingehen wollen, warst du dort?“

„Nein.“

„Ah, interessiert er dich also nicht mehr? Erst Feuer und Flamme und dann — Weißt du, du bist wirklich unzuverlässig. Glaubst du denn nicht mehr an das Talent des Jungen?“

„Nein.“

„Denkst wohl gar nicht mehr an das arme Kind?“

„Nein.“

„Ach geh, du bist nicht bloß unzuverlässig, sondern auch langweilig. Eifilbiger Mensch! Dann wird es dich auch wohl nicht mehr interessieren, daß gestern ... Aber du, was ist denn das?“ Und er nahm eine weiß gerahmte Zeichnung von der Wand: ein hohes Eisengitter, dahinter kahle Bäume, ansteigende Wiesen, eine Felspartie, schwere Wolken, delikat hingeseht, wie eine Radierung, aufs feinste durchgearbeitet. „Du, das ist da wie der Strich von Rops. Wo hast du denn das her? Das ist was!“

„Ich fand es bei einem Trödler. Ein hübsches Blatt.“

„Hübsch? Junge, du verstehst nichts. Das ist fein, fein, fein. Du kannst das nicht.“

„Nein.“

„Also adieu, du Schweiger. Geh aus dem Haus. Morgen abend ist Aneipe.“

„Du, was sagtest du vorhin, es würde mich nicht mehr interessieren...“

„Ja, was war es doch gleich? Ich weiß wirklich nicht mehr. Wovon sprachen wir doch?“

„Von — von Pierre.“

„Wie? Wer ist das?“

„Ich meine von Raffaellino.“

„Ah richtig, das war's! Also, er wurde einem Professorenkollegium vorgestellt, die ihn, die Psychologen an der Spitze, untersuchten und examinierten. Ja, hast du nichts davon gelesen, es stand doch in den Zeitungen?“

„Ja, ich las; aber das Resultat der Untersuchung wurde nicht mitgeteilt.“

„Nein, es war wohl zu traurig.“

„Wie, was weißt du?“

„Ja, ich weiß wieder einmal; denn

natürlich war Freund Meyer, der Psychoanalytiker, wieder mitten mang die Professoren. Und er erzählte es mir.“

„Was...“

„Du, du verfühlt dich da auf deinen Teppichen. Du bist ganz heiser. Und rot. Fieberst du?“

„Was erzählte er?“

„Ja, er sagte, der macht's nicht mehr lange, der Junge!“

„Krank?“

„Weißt du, eine Krankheit, die weder Sitz noch Namen hat. Der Knabe verzehrt sich selbst. Er braucht sich auf.“

„Wie lange noch?“

„Gott, was verstehen so Aerzte vom Leben. Zwei, drei Jahre wollen sie ihm noch großmütig schenken, bis er sich aufgezehrt hat. Gehirn, Herz, ich weiß nicht, wo überall sie ihre interessanten Befunde machten. Also, adieu, alter Orientale. Das riecht hier heut betäubend nach Rosenöl. Du, komm ein Stück mit. Es taut.“

„Nein.“

„Gehab dich wohl!“

Nun, Künstler sind ein unberechenbares Volk. Ihre Gefühle und Unternehmungen sind besonderer Art und verblüffender Natur.

Peter, der Maler, stand auf, spannte eine Leinwand und malte sich das Leid vom Herzen. Er malte viele Wochen, ohne Modell, eingeschlossen in seinem Atelier, alle Stunden, die ihm Licht spendeten. Zuletzt blieb ihm nur noch eine wehmütige Erinnerung an etwas überaus Schönes, das hätte sein können, wenn nicht ...

Das Bild kam im Frühjahr in die Session.

Es war ein Knabe in weißem Tuchanzug, dunkelhaarig, schwarzäugig, blaß und zart. Er saß in einem großen weißen Korbstuhl vor einer weißen Wand. Dieses Bild „Knabe in Weiß“ war ein Wunder der Malerei. Peter Sassen war über Nacht berühmt. Es regnete Porträtaufträge von hohen oder schönen Damen. Ein Prinz ließ sich gleichfalls in Weiß malen, in seinem Ordensmantel, und eine Herzogin auf ihrem Schimmel im Beduinenmantel. Peter Sassen ging nach Rom, wo zwei Amerikanerinnen sich por-

trätieren ließen. Er wurde reich und sah die Welt und erinnerte sich oft.

Der „Knabe in Weiß“ war unverkäuflich. Private und Museen, Kunsthändler und Liebhaber bewarben sich darum. Dann machte die französische Regierung ein Angebot. Es war weniger, als Amerika geboten hatte; aber der Maler gab sein Bild nach Frankreich, als man ihm versprach, es in den Luxembourg zu hängen. Ehe er es dahin absandte, malte er links oben in die Ecke eine kleine zerbrochene Palette, darauf stand: Pierre.

Der Knabe in Weiß war Raffaellino ...

Peter, der Maler, war mehr als ein Jahr in Rom. Er malte die alte Lady Osburne mit ihrem Silberhaar in weißen Spitzen. Er war von der Sonne der Campagna braungebrannt wie ein Hirt, wie ein Fischer. Er lebte sehr allein, sehr arbeitsam, sehr still und gesättigt von Schönheit.

Eines Tages kam ein Brief.

Eine ungefüge und zitternde Hand hatte auf den Umschlag geschrieben: „A Monsieur Pétère Sassen à Munchen.“ Aber Peter war bereits so im Stande des Ruhmes, daß dieser Brief aus Paris ihn dennoch in Rom erreichte. Er öffnete ihn und sah, was er sofort geahnt hatte: Pierre hatte ihn geschrieben, der kleine Pierre, in vielen Absätzen, wie man sah, mit Bleistift, auf einer Bettdecke. Das schrieb Pierre:

„Lieber Herr Pétère, ich bin schon seit einigen Wochen wieder zu Haus bei meinen richtigen Eltern in Paris, denn ich bin krank geworden. In Petersburg wurde ich fast jeden Abend bei der Vorstellung ohnmächtig, und so hat mich Herr Beaufort nach Haus gebracht. Er war gar nicht böse, sondern freundlich; aber Papa hat arg mit ihm gezankt. Ich weiß nicht warum. Alle sind gut zu mir. Und nun muß ich Ihnen schreiben, weil ich etwas gehört habe. Neulich kam jemand ins Café und erzählte, er hätte mein Porträt im Luxembourg hängen sehen. Da ist Mama hingefahren und kam zurück und sagte: ‚Wahrhaftig, du bist es, der gemalt ist, und ein Preussien hat es gemalt.‘ Und sie nannte Ihren Namen. Haben Sie mich aus der Erinnerung gemalt, Herr Pétère? Ich möchte das Bild über alles gern

sehen; aber ich weiß nicht, ob sich das noch wird arrangieren lassen. Ich glaube nicht, daß ich noch einmal auf die Straße kommen werde. Ich werde manchmal aus der Hinterstube ins Café getragen. Da sehe ich die Buttes Chaumont. Ah, wie sind die Bäume grün und der Himmel so blau. Die Vögel singen. Ich kann mir denken, daß es überall schön sein könnte zu leben.

„Lieber Herr Pétère, ich schreibe schlecht und mache wohl viele Fehler. Aber Sie werden mir verzeihen und es zu lesen versuchen. Ich muß Ihnen etwas Schlimmes gestehen: Ich hatte gedacht, Sie hätten mich damals belogen und wären schlecht und gleichgültig wie alle andern Leute. Aber ich weiß jetzt, das ist nicht wahr. Und ich bitte Sie innig um Verzeihung. Ich weiß nicht wieso, aber ich liebe Sie sehr, Herr Pétère. Ich habe so viel an Sie gedacht. Und selbst, solange ich Sie noch haßte, weil Sie mich nicht retteten, habe ich Sie dabei doch lieben müssen. Vielleicht verstehen Sie das nicht, aber ich kann es nicht besser ausdrücken. Herr Pétère, ich habe wieder einen Wunsch. Nein, Maler will ich nicht mehr werden, das geht nicht mehr, dazu ist keine Zeit mehr, meine Hand ist ganz schwach, allerdings die Augen nicht und nicht die Vorstellungen von Bildern, die ich im Kopf habe. Aber darauf kann es nicht mehr ankommen. Lieber Herr Pétère, bitte kommen Sie zu mir! Möchten Sie nicht zu mir kommen? Sie könnten an meinem Bettchen sitzen und meine Hand halten. Wir brauchten nicht viel zu sprechen. Ich glaube, Sie wissen alles. Und ich, ich möchte Sie so sehr gern noch einmal sehen, ehe ich nichts mehr sehe. Können Sie sich vorstellen, daß man eines Tages nie mehr, nichts mehr sieht? Ich nicht. Möchten Sie, bitte, kommen? Es ist so schön in Paris.

„Ist es dummes Zeug, was ich da schwache? Ah, Herr Pétère, wenn wir zusammengeblieben wären, so wären wir gewiß gute Freunde geworden. Haben Sie mich auch lieb? Das werde ich wissen, wenn Sie nun zu mir kommen. Ich werde so sehr auf Ihre Antwort warten. Nicht wahr, Sie schreiben mir sofort, ob Sie kommen, damit ich mich darauf freuen kann. Ich glaube, ich lebe dann länger.

Und wenn Sie erst bei mir sitzen, ob ich dann wohl wieder gesund werden könnte? Sind Sie jetzt ein sehr berühmter Maler, weil ein Bild von Ihnen im Luxembourg hängt?

„Uebrigens vergaß ich ganz, Ihnen zu sagen, daß ich ein kleines Brüderchen habe. Es heißt auch Pierre. Wie ich. Denn jetzt werde ich wieder so gerufen. Aber niemand kann es so schön sagen, wie Sie es damals sagten. So gibt es nun zwei Pierre. Aber ich glaube doch, nicht mehr lange.“

Als Peter das gelesen hatte, schrieb er an Lady Osburne eine Zeile, drehte ihr Bild gegen die Wand, packte eine Tasche und fuhr zur Bahn. Er gab ein Telegramm auf an Pierre Gruet in der Rue Manin in Paris.

„Mein lieber kleiner Pierre, ich komme zu dir. Ich bekam erst jetzt deinen Brief in Rom und sitze in zwei Tagen an deinem Bettchen. Dein Peter.“

Dann fuhr er kürzesten Weges nach Paris.

Er passierte das blaueste Meer, die schönsten Alpen, die himmlische Provence. Er fuhr Tag und Nacht und dachte:

„Komme ich zur Zeit, zur Zeit? Der Brief war zwei Wochen unterwegs. Er stirbt ja. Und ist er gestorben, ehe er mein Telegramm erhielt? Gestorben mit dem Gedanken, daß ich nicht zu ihm kommen wollte, ihn vergessen hätte, ihn aufdringlich fände? O mein kleiner teurer Pierre, mein armes liebes Kind, lebe, lebe! Ich muß noch deine Hand halten. Nicht meinetwegen. Aber du, du sollst froh sein, du sollst nicht mit einem bitteren Geschmack für immer einschlafen!“

„O lebe, Pierre! Du mußt wissen, daß ich zu dir komme, du darfst nicht traurig die Erde verlassen. O Schicksal, Zufall, Niedertracht! Ich kann nicht fliegen, Pierre. O erbärmliche Gebundenheit!“

Derart dachte und empfand der Maler zwei Tage und zwei Nächte.

Dann fuhr er in Paris ein. An einem hellblauen Morgen. Die Stadt schwelgte im Mai. Hecken und Bäume jauchzten und schlugen aus. Die trübe Seine trug Silber zwischen ihren Ufern, und rosa Morgen-

duft umwölkte Notre Dame, Trocadero, Eiffelturm. Er fuhr durch die ganze Stadt, die stolz ihr Panorama abwickelte. Boulevards und enge Gassen, neue Avenuen, alte romantische Straßen, Butiken, Magazine, Wagen mit Beilchen, Tulpen, Narzissen, Körbe, die das erste Obst des Südens ausschütteten, Seegeruch von Austertischen, Vanilleduft von Bäckereien. Und Menschen, trippelnde Mädchen, kofett noch in Haft und Eile, Studenten, Flaneure. Und Türme, Kuppeln, Brücken, die grünen Tuilerien, die Oper, die großen Boulevards, die Viertel des Nordens, die Rue La Fayette, endlos, endlos, ein einziges Gewühl, schon in dieser Vormittagsstunde. Dann ein Platz, ein Kanal und da, am Ende einer schmutzigen Straße, eine grüne Vision, Bäume vor blauem Himmel.

„Halt!“ rief der Maler und sprang aus dem Auto. Er mußte gehen, er ertrug es nicht. Er ging langsam, ganz langsam. Er wußte nichts von sich selbst.

Rue Manin ...

Er ging und suchte, suchte.

Und da war sie: „Café-Bar Manin. Gaston Gruet.“

Aber sie war geschlossen. Kein Stuhl stand vor der Tür. Die Fenster waren verhängt, und auf der Schwelle saß ein zotiges schwarzes Hündchen und lugte aus.

„Pierre,“ sagte der Herr.

Das Hündchen horchte auf, lief zu ihm hin, beschnupperte seine Hosen, wimmerte ein wenig leise und bescheiden auf und kehrte auf seine Schwelle zurück.

Der Herr trat heran. An der Tür befestigt war ein Zettel. „Fermé pour cause de décès.“

„Wegen Todesfall geschlossen.“

Und ein junges Mädchen, das eben aus dem Hause trat und vorüberging, sagte freundlich zu dem Herrn, den sie wohl für einen Gast des Cafés nahm:

„Ja, grad jetzt wird er auf dem Montmartre begraben. Nein, Sie kommen nicht mehr zur Zeit hin. Vor drei Tagen starb der Liebling. Guten Tag, mein Herr!“

(Geschrieben für Sascha Sagalowitz, Zürich 1918).

## Die Musik des alten Hanslimann.

Novelle von Ilse Wen, Luzern.

Nachdruck verboten.

Der alte Hanslimann ging gern spazieren. Und immer, wenn er den oft gegangenen Weg aus dem Städtlein über die Felder schritt, wurde ihm das Herz weit und froh. Denn wenn er auch nichts besaß auf der weiten Welt als seinen eigenen alten Leib, an dem der Tod leise herumkahlte und der in Gottes Händen lag und von der Gnade seiner gutherzigen Schwester lebte — er war doch reicher als der üppige Mann, der auf dem Stadtberg in seinem weißen Hause wohnte und von der Ueberfülle seines Genusses in Schwermut verfiel.

Der alte Hanslimann hatte Augen, die sich freuen konnten, wenn der Frühling die Weidenzäunchen aushängte, wenn die satten Wiesen die Blumen des Sommers trugen und wenn der Herbst die Farben mischte und zu malen anhub, daß es ihm gar wunderbar feierlich zumute ward und er den Nacken unwillkürlich etwas tiefer bog vor dem ahnungsvollen Ernst, der auf dem Antlitz der Natur sich zu breiten be-

gann. Doch er besaß noch etwas anderes, das ihn reich machte — und das war seine Musik. Was ihm ein Herbstabend mit Gold und Nebelhäuchlein sagte, das trug er heim in die Stube der Schwester Ilse, schlug den Deckel auf am alten Tafelklavier und begann zu spielen. Und es wurde ihm darob alles noch einmal farbig und bunt, wehmütig und voll schöner Trauer, all das, was er gesehen hatte und nun draußen in Nacht und Nebeln versunken war. Er brauchte nicht einmal ein Licht zu seinem Spiel; denn durch das Fenster mit den zurückgeschobenen Mullvorhängen fiel bläulichblaß der Laternenschein, und das war ihm genug.

Kamen aber böse Tage, da es draußen regnete und in seinen Gebeinen die Schmerzen rumorten, daß sein altes Leben auf einmal so schwer wurde und jede Stunde eine quälende Ewigkeit schien, dann ging er an das verstimmte Klavier und begann von den Blumen zu spielen, die er im Sommer gesehen, und von dem